

## Das vertauschte Herz

### Heidegger und Hölderlins „Wie wenn am Feiertage ...“

Philosophie ist auf weite Strecken hin zaghaft geworden. Bescheidenheit scheint eher angebracht als die imponierenden Posen, mit denen sie ihren Platz an der Spitze der Wissenschaften sicherte. Und dennoch: etwas stimmt nicht dabei. So sympathisch der Professor sein mag, der einem anderen die Tafel abwischt, wichtiger ist doch jener, der darauf zu schreiben weiß. Die Forderung nach Orientierungshilfen ist nicht so reaktionär, wie es die Ratlosen in legitimer Selbstverteidigung hinstellen. Reaktionär ist allerdings, wenn die verunsicherten Philosophen - ihre anstößige Schwäche überspielend - vom Zweifel in die Affirmation stürzen. Auf diese Weise hat Heidegger wieder Konjunktur: als jemand, der noch Wesentliches zu sagen hatte und sich nicht scheute, dafür alle klassischen philosophischen Mittel einzusetzen. Bei ihm ist noch der Glaube an die Sache lebendig, ohne den, Bescheidenheit zur Planlosigkeit degeneriert. Und sofern Philosophie wieder affirmativ wird, ist es von Neuem nötig, zu zeigen, wie prekär und künstlich hochgesteigert dieser Glaube ist. Als Beispiel dient mir Heideggers Auslegung der Hymne *Wie wenn am Feiertage ...*

Zaghaft ist der Philosoph hier wirklich nicht. Es existiert keine Reinschrift der Hymne. Norbert v. Hellingrath „hat erstmals dem Gedicht aus den handschriftlichen Entwürfen eine Gestalt gegeben und sie im Jahre 1910 veröffentlicht.“ (1) „Die Zinkernagelsche Ausgabe fügt Bruchstücke aus einem früheren Entwurf als achte Strophe an.“ (2) Das Manuskript erscheint als Materie, die entweder durch ihr eingeprägte Form zum Gedicht vollendet, oder in philologischer Vollständigkeitssucht um weiteres umgestaltetes Material ergänzt wird. Die Mitteilung der Editions-geschichte exponiert bereits ein philosophisches Problem. Gestaltung ist auf den Textbefund angewiesen, doch dieser liegt nicht ohne weiteres fest. Er muß seinerseits aus leitenden Ideen verantwortet werden. Aus dieser Einsicht in den "hermeneutischen Zirkel" unternimmt es Heidegger, Hellingrath und Zinkernagel zu überbieten. Er sei genauer als der eine auf das Manuskript zurückgegangen und habe dabei die eigentliche Gestalt des Gedichts gefunden: „Der hier zugrunde gelegte Text beruht, nach den urschriftlichen Entwürfen erneut geprüft, auf dem folgenden Versuch einer Auslegung.“ (3) Gegen Positivismus, der einen unerschütterlichen Textbefund als Fundament jeder anschließenden Interpretation voraussetzt, eine erfrischende Frechheit. Doch um nicht ins Blaue zu gehen, muß sich der „Versuch einer Auslegung“ an Hölderlins Niederschrift bewähren. Wenn er die Fakten des Textes nicht erhellt, ist er eine private Assoziationskette. Gegen diesen Verdacht greift Heidegger ausdrücklich zur Philologie. Er demonstriert, daß sie der Erleuchtung durch sein Denken bedarf. Die Umstände müssen sich der höheren Einsicht fügen. Das gibt beträchtliche Verfälschungen der Hölderlinschen Vorlage. In seiner Überlegenheit entlarvt sich die trickreiche Unverschämtheit von Heideggers Denken.

Ein weitausholender Entwurf ist lehrreich, selbst wenn er sich von seiner Textgrundlage entfernt. Das kann man zugestehen, aber damit ist Heidegger nicht zufrieden. Er verlangt von Hölderlins Zeilen nicht Anregung, sondern Unterwerfung. Ich gehe nicht auf die zahlreichen fruchtbaren und auch verkehrten detaillierten Interpretationshinweise ein, sondern direkt auf den einen Punkt, an dem Heidegger das Wesentliche zu erfassen meint. Er statuiert in riskanter Kühnheit, der eine gewisse Bewunderung nicht zu versagen ist, „was diesem Gedicht eigentlich und sonach in der Vollendung zu sagen aufgegeben ist“ (4). Es sind die Verse vom Beginn der dritten Strophe:

**Jetzt aber tagts Ich harrt und sah es kommen,  
Und was ich sah du Heilige sei mein Wort**

Im Ablauf des Gedichtes bezeichnen sie den Übergang vom anfänglichen Vergleich des "Landmanns" mit den Dichtern zum Erwachen der darin als ahnungsvoll schlafend dargestellten Natur vor den Augen dessen, der wachgeblieben ist. Das ist ein Dichter und die Fortsetzung der Hymne entfaltet seine segensbringende Stellung als Mittler zwischen dem aus der Natur entfesselten göttlichen Blitz und den nicht so exponierten Menschen. Die Hoffnung Hölderlins läßt sich nicht nacherzählen, für meine Zwecke reicht hier die Information, daß diese Vision in der siebten Strophe einen Höhepunkt erreicht. In ungeschützter Nähe zu Gott hält der Dichter aus, um dem Volk dessen Gaben durch seine Kunst zugänglich zu machen. Die Frage ist, was darauf folgt, textkritisch und sachlich.

Hier stehen nun zwei Auffassungen, die beide keinen Zweifel zulassen, gegeneinander. „Mit der Nennung der Erdensöhne und der Dichter kann aber dieses Gedicht im Ganzen nicht schließen.“ (5) Heidegger hat in den zitierten Versen sein Eigentliches ausgemacht und zieht daraus den Schluß: „Zum Heiligen muß das Schlußwort dieses Gedichtes zurück.“ (6) Geleitet von dieser These bestimmt er, wie der Text der Hymne aussieht. Er ist mit drei Zeilen der achten Strophe abgeschlossen, weil das Gedicht durch die Rückkehr zum Heiligen in sich vollendet ist:

**Des Vaters Strahl, der reine versengt es nicht  
Und tieferschütterte, eines Gottes Leiden mitleidend  
bleibt das ewige Herz doch fest.**

Schon ein ganz oberflächlicher Blick ins Originalmanuskript überzeugt jedoch davon, daß diese Behauptung philologisch unmöglich zutrifft. Wie Zinkernagel andeutete, Beißner detailliert nachwies und Szondi aus dem Gedankengang der Prosafassung zum Gedicht erhärtete (7), ist die beginnende achte Strophe kein Abschluß, sondern der metrisch gestaltete Rest eines Abbruchs, der die freudige Überzeugung Hölderlins zerreißt. Zweimal durchgestrichen und zuletzt ein drittes Mal geschrieben folgt den von Heidegger zum Ende erklärten Zeilen der Ausruf „Doch weh mir!“, der sich auf der folgenden Seite als „Weh mir!“ wiederholt und in ein schließlich abbrechendes Textstück übergeht, in dem die vermessene Annäherung des Dichters an die Götter als Grund der Klage deutlich wird. Das von Heidegger nicht zugelassene fragmentarische Ende der Hymne dementiert die Zuversicht der vorhergehenden Strophen. Es zu unterdrücken ist so legitim, wie eine Tonbandaufnahme dort zu schneiden, wo jemand nach einem guten Argument ins Stottern gerät.

Aber ist das nicht für gewisse Zwecke legitim? Ich glaube schon und insofern könnte man die philosophischen und philologischen Befunde nebeneinander stehen lassen. Doch Heidegger beläßt es nicht dabei. Der Schnitt der Tonbandaufnahme wird zumindest bedenklich, wenn man behauptet, die redigierte Fassung käme der Wahrheit näher. Nur ein strikter Positivismus würde diese Möglichkeit überhaupt leugnen. Unvermittelte Mitteilung von Zuständen gibt es nicht, darum ist jede Textredaktion eine partielle Quelle von Verdeutlichung und Verfälschung. Heidegger hat recht, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, Aber dann kommt alles darauf an, wie das redaktionelle Verfahren im Einzelnen aussieht. Heidegger bedient sich der Verschleierungsstrategie, philologisches Fachwissen einzusetzen, um eklatante Verstöße gegen philologische Regeln abzudecken. Ich sehe also zunächst davon ab, daß er Hölderlins Hymne als abgeschlossen erklärt hat, das haben andere vor ihm getan (8). Szondi erklärt sein Verständnis dafür, „daß die Herausgeber zunächst zögerten, diese Verse, der philologischen Wahrheit zuliebe, an den Schluß der Hymne zu setzen ... Sie bedeuten den Einbruch der Verzweiflung in jene Zuversicht, die den Dichter mit entblößtem Haupte unter Gottes Gewitter stellt ..“ (9). Sicher, die Ausblendung der Verzweiflung hat Konsequenzen für die philosophische Auslegung des zugelassenen Textes. Zur Kontroverse darüber komme ich später. Zuvor geht es mir darum, was Heidegger nach der Entscheidung für den positiven Schluß mit dem Text anstellt. Gestützt auf zwei Textstellen hebt er das Gedicht aus den Angeln. Eine von ihnen ist schon von Hellingrath falsch mitgeteilt. Heidegger nimmt dessen unhaltbare Version zur Basis seiner Umdeutung. Dazu braucht er aber noch einen willkürlichen Eingriff, der die syntaktische Basis für die Revision schafft.

Der letzte Satz der Hymne beginnt nach Hellingrath in der siebten Strophe und endet mit den drei Zeilen der achten.

**Denn sind nur reinen Herzens,  
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,**

**Des Vaters Strahl, der reine, versengt es nicht  
Und tieferschütterte, eines Gottes Leiden Mitleidend,  
bleibt das ewige Herz doch fest.**

So steht es auch bei Heidegger, mit einer entscheidenden Ausnahme, von der noch zu reden ist. Nun ist diese Fassung aber, selbst wenn man die abgebrochene Fortsetzung streicht, nicht als authentischer Text vertretbar. Das Manuskript zeigt deutlich, daß in der vorletzten der zitierten Zeilen „eines Gottes Leiden“ durch „die Leiden des Stärkeren“ überlagert wird. Dann setzt Hölderlin nach „Mitleidend, bleibt“ die anfängliche Fortsetzung „das ewige Herz doch fest“ außer Kraft, indem er über diese Phrase einen neuen Wortkomplex notiert. Das Motiv jedoch läßt er nicht fallen, er wiederholt es leicht verändert nach dem erwähnten zweifach durchgestrichenen „Doch weh mir“ als: „Des Gottes, wenn er nahet, das Herz doch fest.“ Beißner hat daraus folgende Textform konjiziert:

**Des Vaters Strahl, der reine,  
versengt es nicht und tieferschütterte die Leiden des Stärkeren  
Mitleidend, bleibt in den hochherstürzenden Stürmen  
Des Gottes, wenn er nahet, das Herz doch fest. (10)**

Diese Verbesserung ist von Bedeutung, weil Heidegger das ganze Gewicht seiner Interpretation auf eine Wendung legt, die von ihr gerade zurückgenommen wird. „Das ewige Herz“ gehört nach philologischen Kriterien zu den verworfenen Vorstufen des so weit wie möglich in seiner Entstehung nachvollzogenen Textes (11). Heidegger dagegen: „Dies Wort ‚das ewige Herz‘ ist einmalig in Hölderlins gesamter Dichtung. Was diese Wort bedeutet, wird auch nur in diesem einzigen Gedicht gesagt.“ (12) Daß eine in ihrer Placierung umstrittene Formulierung beim Autor sonst nirgends vorkommt, spricht textkritisch eher dafür sie nicht zum Angelpunkt der Interpretation zu machen. Doch was ist nach Heidegger die einmalige Bedeutung dieses Wortes?

Die Frage drängt sich auf, weil, blickt man auf den Text nach Hellingrath zurück, nicht leicht zu sehen ist, worin – bezogen auf das Herz -- ein entscheidender Unterschied zwischen „bleibt das ewige Herz doch fest“ und „bleibt in den hochherstürzenden Stürmen/Des Gottes, wenn er nahet, das Herz doch fest“ liegen könnte. Beide Male wird auf das „reine Herz“ Bezug genommen, das des Vaters Strahl nicht versengt, das also fest bleibt. Die Rede ist vom Dichter, dessen Herz, wenn es schuldlos ist, dem Ansturm Gottes standhält. Das verträgt sich freilich nicht mit Heideggers Behauptung, das Gedicht könne nicht bei den Dichtern stehenbleiben, sondern müsse zum Heiligen, das in der dritten Strophe angesprochen ist, zurück. Darum löst Heidegger den dargestellten Zusammenhang des reinen, unversengten, festen Herzens auf (13). Zu diesem Zweck benützt er eine Konjektur, die man nur als Finte bezeichnen kann. Er weist zunächst mit philologischer Biederkeit zurecht darauf hin, daß bei Hölderlin nach „sind schuldlos unsere Hände“ kein Satzzeichen steht. Hellingrath und Beißner haben es dem Sinn des Satzes folgend ergänzt. Nun kann aber Hölderlins Satz nicht den offensichtlichen Sinn haben, das hieße ja, daß er Heideggers Vorstellung vom Aufbau des Gedichts widerspricht. Also: „Mit Vers 63 beginnt ein Denken, das in das Sagen des Heiligen zurückkehrt und die Vollendung des Gedichtes einleitet. Deshalb wurde im vorliegenden Text an das Ende von Vers 62, das bei Hölderlin ohne Satzzeichen geblieben, ein Punkt gesetzt.“ (14) Damit hat Heidegger die restlichen drei Zeilen zur freien Verfügung. Er benützt sie als Projektionsfläche für seine philosophischen Lehren.

Die zugelassenen drei Zeilen der achten Strophe beziehen sich nun nicht auf das „reine Herz“ des Dichters zurück, sondern auf das „ewige Herz“ der letzten Zeile. Einmalig in Hölderlins Werk, muß die Bezeichnung für etwas Unvergleichbares stehen und das hat Heidegger zur Hand: „Das Heilige ist die einstige Innigkeit, ist das ‚ewige Herz‘.“ (15) Was aber hätte Hölderlin für Gründe, dem dadurch neu festgelegten Sinn des Satzes gemäß, seine Hymne mit der Aussage zu schließen, das Heilige werde durch Gottes Blitz tief erschüttert, bleibe aber fest? Genau dasselbe hat er vorher von den Dichtern gesagt. „Schnellbetroffen“ „erbeben“ sie, „von heiligem Strahl entzündet“, dennoch glückt ihr Gesang. Heidegger paraphrasiert: „Wenn jetzt der heilige Strahl den Dichter trifft, wird er nicht hingerissen in die Glut des Strahls, sondern vollends zugekehrt dem Heiligen.“ (16) Ich sehe in Hölderlins Gedicht keinen Anhaltspunkt dafür, daß er der Erschütterung und Festigkeit des Dichters abschließend Erschütterung und Festigkeit des Heiligen gegenüberstellen wollte. Hingegen paßt die Interpretation vorzüglich zu Heideggers Seinsdenken nach der Kehre. Der Zukehr des Menschen zum Heiligen muß danach eine Wendung des Heiligen zum Menschen zuvorkommen. Wegen der metaphysischen Tendenz, sich an Worte zu klammern, wo es um Unsagbares geht, begibt sich damit das Heilige in Gefahr. „Indem das Heilige das Wort wird, kommt sein innerstes Wesen ins Wanken. Das Gesetz ist bedroht. Das Heilige droht unfest zu werden.“ (17) Und als Rücknahme dieser bedrohenden Möglichkeit versteht Heidegger die Schlußpassage. „Das Heilige in seinem Festbleiben ist zu sagen.“ (18) Was liegt in dieser Aussage?

Wenn man alle angeführten Manipulationen mitmacht, hat das Ganze seine Logik. Heidegger nimmt dem Dichter die Verzweiflung nicht, um ihn in einem Zustand von Zufriedenheit zu zeichnen. Dort, wo sich das Zerbrennen des dichterischen Wortes zuträgt, steht jetzt die Rede vom Heiligen. Stärker als die Dichter hält es dem Ansturm stand, doch durch die Vertauschung des Herzens ist es von der Krise affiziert. Das Heilige ist in sich selbst anfällig für Gefahr. Die Verzweiflung, die Heidegger dem Menschenherz nicht zugesteht, transferiert er in das „ewige Herz“, das durch sie erschüttert, aber schließlich doch nicht zerrissen wird. Im Sein gibt es den Widerstreit von Entbergung und Verbergung, der allen menschlichen Erkenntnismöglichkeiten zuvorig liegt. Dorthin gerät er, wie Heideggers Verfahren sichtbar werden läßt, durch Übertragung aus dem menschlichen Bereich. Verzweiflung soll nicht das letzte Wort des Dichters und glatte Positivität nicht die Erscheinungsweise des Heiligen sein. Die innere Gefährdung des Heiligen befreit die Menschen von einer Last, die sie von sich aus niemals abwerfen könnten. Das Heilige dagegen kann sie verkraften. Nichts anderes besagt die christliche Erlösungsvorstellung. Gott hat sich dem Tod ausgesetzt, um die verlorene Welt zu retten. Heidegger gibt eine philosophisch ornamentierte Version. Wirf Deine Sorgen auf das Sein. Ein Vorschlag, über den eigens zu sprechen wäre. Mit der Feiertagshymne Hölderlins, deren Gehalt er zusammenfassen soll, hat er kaum etwas zu tun.

Das ist noch nicht alles. Weiter kann Heidegger in der Durchsetzung seiner Konzeption nicht gehen. Dennoch findet er eine zusätzliche Möglichkeit, die Sache zu verschärfen. Seine ganze Interpretation hängt daran, daß der umgemodelte Text vollendet ist. Doch am Ende gibt er zu: „Das Gedicht ist in mannigfacher Hinsicht unvollendet. Die Gestaltung des Schlusses zumal, für die Hölderlin selbst sich einst entschieden hätte, bleibt unbestimmbar.“ (19) Warum gibt Heidegger dann nicht zu, daß seine Behandlung des Gedichts sich nicht auf Hölderlin stützen kann? Das wäre die Koexistenz zwischen philologischer Wahrheit und der Spekulation, zu der sie Philosophen veranlassen mag. Der Grund ist, daß der philosophischen Umfassung nichts entkommen darf. Mit dem Eingeständnis, seine Textfassung sei nicht diejenige Hölderlins, lizitiert Heidegger seine Argumentation nur selber hoch. Das Ergebnis ist jene hybride Passage, die Szondi in seiner unnachahmlich feinen Kritik als „rätselhaft“ bezeichnet hat: „Aber alle Unvollendung ist hier nur die Folge des Überflusses, der aus dem innersten Anfang des Gedichtes quillt und das bündige Schlußwort verlangt. Jeder Versuch, das Gefüge der Schlußstrophe nachzuzeichnen, darf nur darauf trachten, solche zu wecken, die hören können, was ‚das Wort‘ dieses Gedichtes ist.“ (20) Das klingt zwar dunkel, der Sinn ist aber nur zu deutlich.

Heidegger sagt, daß Hölderlin so großartig ist, daß er die Gedichte, die er anfängt, vor lauter Fülle nicht abschließen kann und darum jemanden braucht, der das für ihn erledigt. Das wie eine selbstverständliche Folgerung hingesezte „und das bündige Schlußwort verlangt“ steht jedoch in schreienden Widerspruch zum Überfluß, der so ein Ende unmöglich macht. Beides ist bedenkenswert, daß etwas aus Begeisterung nicht abgeschlossen werden kann und daß man Bündigkeit von ihm verlangt. Doch aus dem durchscheinenden Konflikt der beiden Positionen rettet sich Heidegger so schnell wie möglich in die höhere Verantwortung des Philosophen. Er bestimmt die eigentliche Botschaft des Gedichts und hat darum das Recht, aus der Fülle das Schlußwort zu wählen. Indem er Hölderlin zum Gott macht und mit ihm verkehrt, okkupiert er für sich die Rolle des Hölderlinschen Dichters, dem Volk die himmlische Gabe, in Gedanken gefaßt, zu reichen. Heideggers Ehrlichkeit besteht darin, die Spuren seiner Gewaltakte immer nur unvollständig zu beseitigen. Jemandem, der von seiner Genialität und seinem festen Zugriff eingenommen ist, kann darum oft am Text des Meisters selber demonstriert werden, wie brüchig seine Deklarationen sind. Er ist noch verlegen und um Legitimation bemüht, wo die neuen Mythologen die Begründungsfrage glatt abschneiden. Seine Verweigerungen reizen noch, auszukundschaften, welcher Schwäche sie entspringen. Hier komme ich zum aufgeschobenen Problem des fragmentarischen Ausgangs der Hymne zurück.

Pseudo-Philologie gehört zu Heideggers Idiosynkrasien. Davon zu unterscheiden ist sein in der Philosophie allgemeiner verbreiteter Umgang mit der Krise des Subjekts. Ein Seitenblick auf den Hölderlinaufsatz Adornos kann das deutlich machen. Er zeigt, daß es im Grunde nicht so wichtig ist, ob Philosophen einen Text für abgeschlossen halten oder nicht. Sie gehen in beiden Fällen über ihn hinaus. Adorno nimmt den fragmentarischen Schluß der Feiertagshymne zur Kenntnis, das hindert ihn jedoch nicht, ein Erlösungsgedicht daraus zu machen. Und dieser Einklang mit Heidegger manifestiert sich genau an jener Stelle, in der Adorno alles einsetzt, um dessen Ursprungsbesessenheit zu entkräften. „Die Erfahrung von der Unrestituierbarkeit jenes Verlorenen, das erst als Verlorenes mit der Aura absoluten Sinnes sich bekleidet, wird zur alleinigen Anweisung auf das Wahre, Versöhnte, den Frieden als den Zustand, über den der Mythos, das alte Unwahre, seine Gewalt verloren hat.“ (21) Dem innersten Anfang, von dem Heidegger schwärmt, wird überzeugend entgegengehalten, daß er nur deshalb so viel zu versprechen scheint, weil ein Verlust ihn bestimmt. Doch darauf folgt die Volte: wie Heideggers Aussicht auf Einkehr ins Verlorene wird nun die Erfahrung ihrer Unmöglichkeit zum Unterpfand des Wahren. Egal, ob man sich aus Hoffnung oder Enttäuschung nähert, ab einem gewissen Punkt tendieren die Gedanken automatisch zur Geschlossenheit.

Auch bei Adorno ist die Kraft des Hölderlinschen Textes nicht so stark, daß sie den Mechanismus apodiktischer Verkündigung brechen könnte. Er überlegt, was bei Hölderlin am Schluß der Hymne gestanden wäre, nicht, warum er sie nicht schließen konnte. Und dabei skizziert er eine Episode aus der Entwicklungsgeschichte des Geistes, die ebenso von außen kommt, wie Heideggers Entwurf. „Der Dichter, genaht, die Himmlischen zu schauen, wird darum zum ‚falschen Priester‘, seine absolute Wahrheit zum Unwahren schlechthin, und er wird ins Dunkel geworfen, sein Lied in die Warnung der ‚Gelehrigen‘, deren Kunst Natur beherrscht, umgewendet, Anamnese des Einspruchs von Kunst wider die Rationalität. Die Strafe für die Hybris ist der Widerruf der Synthesis aus der Bewegung des Geistes selber.“ (22) Statt des Heiligen ist hier der Geist gefährdet und wiederum wegen einer Verzeihung der dichterischen Erfahrung. Denn seine ausgesetzte Position hat mit der „absoluten Wahrheit“ nichts zu tun. Das ist nur so gesagt, weil sich aus ihr ganz leicht der „Unwahre schlechthin“ ergibt. Von Hybris ist im Gedicht nicht die Rede. Sein Problem ist vielmehr, daß die mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Vorsicht beschriebene „Synthesis“ dennoch zerbricht. Vielleicht ist Hybris daran schuld, aber dann ist entscheidend, daß es Hölderlin nicht mehr sagen konnte. Man kann es ihm nachträglich vorsagen, als hätte er es bloß verfehlt. Oder fragen, ob das nicht tatsächlich unfaßbar ist, und die eigene Philosophie danach richten.

Adorno begreift Hölderlin vor dem Hintergrund des zu sich kommenden Geistes als einen Zeugen dafür, daß Versöhnung nicht in dessen Identifikationen, sondern in der seinen Zwang aufspirenden Anerkennung des Anderen besteht. Heidegger denkt das Heilige als Anderes des Menschen und Hölderlin als einen Dichter, der seine Botschaft bringt. Beiden dient er zur Bestätigung ihrer philosophischen Lehren von der Unhaltbarkeit des idealistisch gedachten Subjekts. Die Hybris der Philosophen (der kritisierten und der Hölderlin verwendenden) bestimmt dieses Terrain. Das gibt Anlaß zu zwei unterschiedlich orientierten Fragen. Einmal die, wie Hybris und Krise bei Hölderlin zusammenhängen. Und andererseits jene nach der Legitimation der Philosophen. Kurz zur ersten. Wesentlich scheint mir zu sein, daß, wo Hölderlin hinwill, jede Geschichte von Anfang an zu Ende sein müßte. Das Glück der Dichter ist nicht zu entfalten. Aber sofern es angesprochen wird, ist es auch nicht vermittlunglos. Der Dichter hat die doppelte Bestimmung, Gott, Welt und Menschen innig aufeinander zu beziehen und das auch noch ins Wort zu fassen. Das erste für sich genommen ist mystischer Einklang, das zweite führt auf den Weg zur Reflexion. Die Feiertagshymne scheitert am Versuch, Reflexion mit der Versöhnung zu versöhnen. Unterwegs ist sie noch nicht versöhnt, am Ende ist es nicht mehr möglich, zusätzlich zur ausgesprochenen Vereinigung von der Bedrohung Rechenschaft zu geben, die unlösbar zu ihr gehört. Der Dichter wird nicht beiläufig schuldig, es wäre darzustellen, wie er es angesichts des Heiligen zwangsweise ist. Offenbarungsdenken und negative Theologie sind Modelle, diesen Zwiespalt aufzufangen. Aber da hilft nichts, die Aufgabe ist nicht zu lösen. Es reicht gerade dazu, den unerfüllbaren Wunsch von den in seinem Umkreis möglichen Erfüllungen ressentimentlos abzuheben. Das geschieht in Hölderlins Gedicht, das alles ihm Mögliche sagen will und es nicht vermag. „Bündige Schlußworte“ sind dazu nicht am Platz.

Meine Auffassung kommt auch von einer philosophischen Position und ist nicht abhängig davon, ob diese Hymne fertiggestellt ist. Die Unlösbarkeit liegt in der Sache. Auch diese nachträgliche Aussage scheint Hölderlin zu bevormunden. Doch dieser Anschein läßt sich nie vermeiden. Von Wichtigkeit ist eher, was philosophisch im Einzelnen mit Hölderlins Texten getan wird. Das Vorgehen Heideggers drängt einen in die nicht sehr produktive Rolle, die Zumutung des ungenierten Zugriffs abzuwehren. Eine unglückselige Alternative wird dadurch aufgebaut. Auf der einen Seite die wagemutigen Denker, die sich alles erlauben dürfen, und auf der anderen die zurückhaltenden Textinterpreten, die sich mindestens so lange bei den Übergriffen aufhalten, wie bei der Entfaltung ihrer eigenen, eher blassen, Vorschläge. Das ist das Dilemma vom Anfang: Kühnheit, Bescheidenheit und die unerwünschten Nebenwirkungen von beiden. Zwischen ihnen hindurchzufinden ist nicht nur ein Geschicklichkeitsspiel. Es ist auch ein Programm für heute vertretbare Philosophie.

### Anmerkungen

- (1) M. Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. Frankfurt 1963, S. 50
- (2) aa0
- (3) aa0
- (4) aa0, S. 7 0
- (5) aa0
- (6) aa0
- (7) P. Szondi, Hölderlin-Studien. Frankfurt 1970, S. 48ff
- (8) Siehe etwa E. Lachmann, Hölderlins erste Hymne. In: DVjs 17 (1939), S. 221ff
- (9) Szondi, aa0, S. 47
- (10) SW, S. 124 (Kleine Stuttgarter Ausgabe)
- (11) Siehe dazu P. Szondi, Schriften 1. Frankfurt 1978 (stw 219),S.297
- (12) Heidegger, aa0, S. 71
- (13) Vgl. dazu die Prosafassung: "Denn sind wir reinen Herzens nur, den Kindern gleich sind schuldlos oder greinigt von Frevel unsere Hände, dann tötet dann verzehret nicht das heilige und tieferschütteret bleibt das innere Herz doch fest." SW 2, S. 669 (Große Stuttgarter Ausgabe)
- (14) Heidegger, aa0, S. 70
- (15) aa0, S. 71
- (16) aa0, S. 67
- (17) aa0 S. 70
- (18) aa0, S. 72
- (19) aa0, S. 73
- (20) aa0
- (21) Th. W. Adorno, Noten zur Literatur 111. Frankfurt 1965,S.204f
- (22) aa0 S. 202f